

Drei Musikerbriefe

Autor(en): **Gehring, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles**

Band (Jahr): **6 (1963)**

Heft 3

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-387988>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DREI MUSIKERBRIEFE

Was wahrscheinlich auch schon früher geahnt worden ist: daß nämlich die Handschrift eines Menschen sein getreues und aufschlußreiches «Siegel» ist, hat Goethe im Frühjahr 1829 in folgenden an Eckermann gerichteten Fragen höchst lebendig ausgedrückt: «Nun, was sagen Sie zu der Handschrift? Ist das nicht ein Mensch, dem es groß und frei zu Sinne war, als er die Adresse schrieb? Wem möchten Sie die Hand zutrauen?» ... «Merck könnte so geschrieben haben», sagte Eckermann. «Nein», antwortete Goethe, «der war nicht edel und positiv genug. Es ist von Zelter. Papier und Feder hat ihn bei diesem Kuvvert begünstigt, so daß die Schrift ganz seinen großen Charakter ausdrückt. Ich will das Blatt in meine Sammlung von Handschriften legen.»

Robert Schumann bemerkt in einem Brief an seine Gönnerin, die vortreffliche Klavierspielerin Henriette Voigt: «Die Musiken mancher Komponisten gleichen ihren Handschriften: schwierig zu lesen, seltsam anzuschauen; hat man's aber heraus, so ist's, als könne es gar nicht anders sein; meine Handschrift gehört zum Gedanken, der Gedanke zum Charakter etc. etc. Kurz, ich kann nicht anders schreiben und komponieren, als Sie mich einmal kennen.»

Diese nahe, lebendige, die Zeit überdauernde Gegenwart bedeutender Menschen in den Briefen, die sie einst mit eigener Hand schrieben, macht für mich den stillen Zauber meiner Sammlung von Musikerbriefen aus. Ich teile daraus drei Dokumente (in notgedrungen verkleinerter Wiedergabe) mit.

*

ROBERT SCHUMANN AN LEOPOLD SCHEFER

Sein Brief vom 10. Juni 1838 ist gerichtet an den heute vergessenen, von Schumann geschätzten Dichterkomponisten Leopold Schefer in Muskau, der ihm als willkommenen Beitrag für Schumanns Musikzeitschrift eine Novelle in Aussicht stellte, deren Held Mozart war. Schefer hatte Schumann gebeten, ihn den Lesern als Komponisten vorzustellen; er hatte eine Sinfonie, eine vierhändige Sonate für Klavier und ein «Vaterunser» als eigene Werke eingesandt. Die Besprechung lautete günstig (vgl. Schumanns Schriften, Reclam, II, S. 254).

Ich versuche eine Transkription.

Leipzig, den 16.ten Juni 1838.

Hochgeehrtester Herr,

Auf Ihren Beitrag über Mozart freue ich mich wie ein Kind. Erfüllen Sie Ihr gütiges Versprechen so bald wie möglich. Gern hätte ich gewünscht, den ersten Bogen des nächsten Bandes, der mit Anfang Juli beginnt, mit solch schönen Namen schmücken zu können. Haben Sie vielleicht etwas zum Absenden bereit, so schicken Sie es direct durch Post. Auch über rein musikalische Gegenstände aus der Theorie oder Praxis wünschte ich wohl ein Wort von Ihnen.

Und nun zu Ihren Kompositionen. Ich bin erstaunt über die geübte kräftige Hand. Sie sind ein selbständiger Musiker, von dem ein junger wie ich nur lernen kann. Aber ein Urteil gestatte ich mir nur auf Ihren ausdrücklichen Wunsch, daß ich Sie einführen soll, aber auch nur über das Vater Unser, das mich höchlichst erstaunt in seiner Neuheit, Kunst und Charakterschönheit, und über die vierhändige Sonate. Die Sinfonie möchte ich erst vom Orchester hören. Können Sie nicht die Stimmen schicken? Mendelssohn wird sie, oder wen

CARL MARIA VON WEBER
AN ADOLF MARTIN SCHLESINGER

Dies ist eines der zahllosen Dokumente zu dem uralten Thema «Geld und Geist» bzw. «Verleger und Künstler». Carl Maria von Weber schrieb diesen Brief im Januar 1816 in Prag, wo er 1813 bis 1816 glanzvoll als Opernleiter wirkte. Der Adressat ist der Berliner Musikverleger Schlesinger, mit dem Weber bis 1822 in Verbindung stand. In der im Brief gespiegelten Situation deutet sich schon das Verhängnis des Komponisten an: als ein ständig überforderter, aber billige Vorteile stets verschmähender, hochbegabter Künstler sich viel zu früh aufzureiben in der Fron um das harte tägliche Brot für sich und seine Familie. Sechs Jahre später, als der Verleger trotz dem glänzenden Geschäft mit dem «Freischütz» unter vielen Ausflüchten das Risiko, die «Euryanthe» herauszubringen, scheute, zog Weber ironisch den Trennungsstrich: «Da es nun mehrere gab, die den Mut zeigten, den Verlag zu unternehmen, ohne erst den Erfolg abzuwarten, so habe ich dem Herrn Steiner in Wien den Verlag überlassen. Was die großen Aufopferungen betrifft, die Sie wegen der Verbreitung meiner Werke zu machen versichern, so legen Sie mir durch diese Äußerung die Pflicht auf, daran zu denken, daß Sie nicht ferner um meinewilligen leiden.»

Prag, den 26. Januar 1816.

Geehrtester (Herr?)

Auf Ihr Werthes vom 20. Aug. habe ich die Ehre zu erwiedern, daß Sie sehr irren, wenn Sie glauben, daß mich die Verweigerung des Honorars bestimmt habe, die Redaktion abzulehnen. Ich habe schon so manches in der Welt umsonst getan, daß ich auch diesmal ein schönes Unternehmen zu unterstützen nicht auf dies allein gesehen habe, sondern auf die bei dieser Arbeit für mich unvermeidliche Zeitverschwendung und das Detail mit den H. Componisten, dem Hin- und herschicken etc. was bei unserer Münz (?) Verfassung unglaublich lästig und zeitfressend ist. Wollen Sie

sich mit allen den Herren selber verständigen, mir immer dann eine Anzahl Compositionen zuschicken und das Heft daraus wählen lassen, so werde ich noch jetzt mit Vergnügen dies tun. Aber auf etwas weiteres kann ich mich unmöglich einlassen, auch ebensowenig von meinen Arbeiten etwas dazu geben. Was würde die Welt von mir denken, wenn in dem Journal der Original Gesang Werke der besten deutschen Componisten, deren Redaktion ich besorge, ich mich auch selbst unter die letzten stellen oder rechnen wollte?

Zudem muß ich Ihnen bemerken, daß man in keinem Geschäftsgang sich auf die Discretion des andern so verlassen soll, als Sie mich darauf weisen. Ihre Ausdrücke darüber waren so unbestimmt; Sie sprachen ja nicht einmal sicher von Vergütung des Portos und der Copialien. Doch das sei nur nebenbei gesagt. – Sind Sie auf obige Art zufrieden, so schreiben Sie es mir und ich schicke Ihnen sogleich eine Ankündigung. Oder besser Sie machen Sie in Ihrem Namen, weil Sie dann auch etwas von mir sagen können; schicken es mir aber gefälligst vorher, um meine Meinung darüber sagen zu können. Noch eines Hauptumstandes muß ich gedenken, der die Sache durchaus nur so zu behandeln erlaubt. Ich komme vielleicht bald wieder auf den Gedanken, eine große Reise anzutreten. Wie würden dann die einzelnen Sendungen an mich in der Welt herumflattern; geht aber alles direct an Sie, so können Sie, mit dem ich in steter Berührung sein werde, mich leicht finden, und das Geschäft geht seinen ruhigen Gang.

Ich biete keinem andern Verleger etwas an; aber wenn etwas von mir verlangt wird was Sie nicht wollten, oder wenigstens mit zweideutigen Worten zu weit hinausschoben, so sehe ich keinen Grund, warum ich, dem daran gelegen sein muß daß seine Werke in die Welt kommen, es verweigern soll. Überhaupt muß ich nochmals bemerken, daß wenn Sie alle sehr gangbaren Werke von mir verlegen wollen, Sie auch die weniger gangbaren zu Ihrer und meiner Ehre herausgeben müssen.

Mit Achtung Ihr ergebener

v. Weber.

Párizs, 1906. jan. 18.

Kedves Nagypáid.

Mestepátidáni akartam már regélni,
de csak mint utólag lelkizésra;
voltam ugyan Héctor de Arnel, de
rajta csak 20 parcella ajándékot adtál
után széttem oda, a más nem találtam
ott. Jazsin nem széttem
már képen, hiszen nem voltam időm-
nek arra. Dugi minden regéni való
tulajdoni az az utólagi napra.

De ha kíváncsi, februárban ímát
elmeget, bár ímástem: az ímástem
vagy mint a máskor!

Úgy is kaptam 165 forintot - is
egy évig kellemtelenségét kaptam

No de fő dolgom mint a pénz.
Lukács ut megírt, hogy megírja
Nagypáidnak az itélkezési névlistát.
Vesszejtél valahogyan megírtam,
- de amit inkább szíval.

Nagypáid volt 17 éves is megírtam,
hogy 17 éves megírtam (megírtam
tan) legírtam (megírtam) szíval
valamelyik este, csak írtam meg
miféle vagy máskor. Lehet-e
31-én?

Levelés írtam kőszönetet mond
és sokat írtam
írtam leve

Bartók Béla

Wien, den 18. Januar 1906

Werter Herr,

Schon lange wollte ich mich bei Ihnen entschuldigen, komme aber erst heute dazu, Ihnen zu schreiben.

Ich war bei Dr. Hertska – leider 20 Minuten nach der vereinbarten Zeit, weshalb ich ihn nicht mehr antraf. Es war mir nicht möglich, pünktlich zu sein, denn ich war nicht Herr meiner Zeit; zu viele Dinge sammelten sich damals gleichzeitig an. Wenn Sie es wünschen, könnte ich ihn im Februar wieder aufsuchen, obgleich ich wiederholen muß: ich strotze vor Gesundheit!

Das Konzert in Pozsony brachte 165 Forints ein und außerdem viele Unannehmlichkeiten. Nun, das Wichtigste ist jetzt das Geld. Herr Lukacs versprach, Ihnen die Liste mit den Namen der Scharfrichter zu schicken. Mit den Vecseys konnten wir uns einigen (mehr darüber mündlich).

Sie versprachen mir freundlicherweise, mich bei meiner nächsten Reise nach Budapest im Zusammenhang mit Volksliedern mit einem Herrn bekanntzumachen. Wäre dies am 31. möglich?

Vielen Dank für Ihre Postkarte, und Grüße von Ihrem

Bartók Béla

ARNOLD PFISTER (BASEL)

DIE PFLANZE UND DAS BUCH

Grundsätze ihrer Darstellung in Handschriften und Drucken älterer Zeiten

Der religiöse und philosophische Urgrund der Pflanzendarstellung in Altertum und Mittelalter bis zur Neuzeit

«Nunc vos potentes omnes herbas deprecor, exoro vos maiestatemque vestram, quas parens tellus generavit et cunctis gentibus dono dedit medicinam sanitatis¹.»*

Dieses Pflanzen- oder Kräutergebet der Alten – eines unter vielen – lautet auf deutsch: «Jetzt rufe ich euch an, ihr mächtigen Kräuter, und ich flehe zu eurer Majestät; denn euch hat die Mutter Erde erzeugt und allen Völkern geschenkt zum Wohl der Gesundheit.» Der Rhizotom, der Wurzelschneider der Griechen und Römer, hat diesen Anruf deutlich aus dem Gefühl heraus gesprochen, daß er nicht etwa nur einen Eingriff in die Natur macht, wenn er erntet,

sondern daß er den Göttern, besonders der Mutter Erde, nahe tritt und sich damit sogar in eine sündliche Gefahr begibt. Allgemein bekannt ist ja die Geschichte von der bösen Mandragora, der Alraune, die man mit Hilfe eines an ihr angebundenen Hundes, der mit einem Köder gelockt wird, aus der Erde zieht, worauf das Tier stirbt. Nach antiken Vorbildern überliefert, gewahrt man dies auf Abb. 1 in einer Illustration aus dem Pseudo-Apuleius des Klosters Monte Cassino nördlich von Neapel, berühmt durch den Zweiten Weltkrieg. Die Handschrift stammt aus dem 9. Jahrhundert n. Chr.². Die Pflanze ist nicht nur ein Bestandteil des irdischen Mikrokosmos, sondern auch des gleichgerichteten Makrokosmos; als solcher allein ist sie mit Heilkraft ausgerüstet. Mit der Wurzel ist sie zudem der Erde, den tellurischen Kräften, und mit ihrem Sproß den himmlischen, den sideri-

* Anmerkungen auf Seite 180 f.